

Ross Macdonald

Der blaue Hammer

Roman

Aus dem Amerikanischen von

Karsten Singelmann

Mit einem Nachwort von

Donna Leon

Diogenes

Titel der 1976 bei
Alfred A. Knopf, New York,
erschiedenen Originalausgabe:
›The Blue Hammer‹
Copyright © 1976 by Ross Macdonald
Die deutsche Erstausgabe
erschien 1978 im Diogenes Verlag
Das Nachwort von Donna Leon
eigens für diese Ausgabe in
der Übersetzung von Werner Schmitz
Umschlagfoto: Jeff Brouws,
›Interstate 10, Los Angeles 1996‹,
Copyright © Jeff Brouws

Neuübersetzung

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1978, 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/13/8/1
ISBN 978 3 257 30015 4

»Sie meinen, er ist aus eigenem Antrieb verschwunden?«

»Sicher. Dafür gab es jede Menge Anhaltspunkte.«

Er verriet mir nicht, was für Anhaltspunkte das waren. Und ich verriet ihm nicht, wo ich als Nächstes hinwollte.

9

Ich fuhr durch die Unterstadt, vorbei an Grimes' unbeleuchtetem, verlassenen kleinem Haus. Lange bevor ich das Meer zu Gesicht bekam, bemerkte ich den salzigen Geruch und die kühle Brise. Ein Park zog sich über fast zwei Kilometer an der Küste hin. Dahinter schlugen die Wellen schäumend an den Strand, übernatürlich weiß in der Dunkelheit ringsum. Hier und da lagen statt toter Männer Liebespaare im Gras, und das war gut so.

Die Channel Road erklimmte ein Stück Steilküste, die den Hafen überragte und ein Halbrund um ihn bildete. Plötzlich sah ich hinunter auf die dort schaukelnden Bootsmasten. Die Straße überquerte den höchsten Punkt der Klippe, kam an einer Siedlung der Küstenwache vorbei und führte dann einen tiefen Einschnitt entlang, der sich zum Meer hin öffnete. Auf der anderen Seite thronte das Haus der Biemeyers.

Mrs. Chantrys Haus überragte sowohl die Barranca als auch die Küste. Es war aus Stein und Stuck erbaut, reich verziert mit Bögen und kleinen Türmchen. Zur einen Seite hin befand sich ein Gewächshaus mit Glasdach und zwischen mir und dem Haus ein umfriedeter,

mit Steinplatten ausgelegter Parkplatz, auf dem etwa zwanzig Autos standen. Ein Bediensteter im weißen Jackett trat an mein Fenster und erbot sich, den Wagen für mich einzuparken.

Ein schwarzes Dienstmädchen in Kostüm und Schürze hieß mich freundlich an der offenen Haustür willkommen. Weder verlangte sie meine Einladung zu sehen, noch musste ich mich in irgendeiner Form ausweisen. Sie weigerte sich sogar, zu bemerken, dass ich keineswegs festlich gekleidet war und nicht einmal ein fröhliches Partygesicht aufgesetzt hatte.

Klaviermusik zog mich an ihr vorbei in einen großen Raum in der Mitte des Hauses, der sich über zwei Stockwerke erstreckte. Eine Frau mit kurzen schwarzen Haaren spielte »Someone to Watch Over Me« auf einem Flügel, der in dem riesigen Raum fast zwergenhaft wirkte. Etwa zwei Dutzend Männer und Frauen standen in Abendgarderobe, jeder einen Drink in der Hand, um das Klavier herum. Die ganze Szenerie wirkte wie der Vergangenheit entstieg, unwirklicher als die Ölgemälde, die an den Wänden hingen.

Mrs. Chantry schwebte vom anderen Ende des Raums her auf mich zu. Sie trug ein blaues Abendkleid, das am ärmel- und schulterlosen Oberteil sparte, was es weiter unten in Überfülle zur Schau stellte. Zunächst schien sie mich gar nicht zu erkennen, doch dann hob sie beide Hände in einer Geste freudiger Überraschung.

»Wie nett, dass Sie gekommen sind. Ich war mir nicht mehr sicher, ob ich Ihnen von meiner kleinen Party erzählt hatte. Da bin ich aber froh. Mr. Marsh, nicht wahr?«

Ihre Augen beobachteten jede meiner Regungen. Ich konnte nicht erkennen, ob sie mich mochte oder Angst vor mir hatte.

»Archer«, sagte ich. »Lew Archer.«

»Ach, natürlich. Ich kann mir Namen so schlecht merken. Wenn Sie nichts dagegen haben, überlasse ich es Betty Jo Siddon, Sie mit meinen übrigen Gästen bekannt zu machen.«

Betty Jo Siddon war eine etwa dreißigjährige, unerschrocken dreinblickende Brünette. Sie hatte eine gute Figur, bewegte sich jedoch etwas ungelent, als fühle sie sich nicht ganz wohl in dieser Welt. Sie arbeitete für die Lokalzeitung und war zugegen, wie sie mir erklärte, um über diese Party im Gesellschaftsteil zu berichten. Augenscheinlich fragte sie sich, was ich hier zu suchen hätte. Ich verriet es ihr nicht. Und sie hakte nicht nach.

Sie stellte mich Colonel Aspinwall vor, einem älteren Herrn mit englischem Akzent, einem englischen Anzug und einer jungen englischen Frau, die mich nach eingehender Musterung in die Kategorie der gesellschaftlich unerwünschten Subjekte einordnete. Alsdann wurde ich mit Dr. Ian Innes bekannt gemacht, einem Mann mit feisten Wangen, der unermüdlich auf seiner Zigarre kaute und mich mit Röntgenaugen auf etwelche Symptome abzusuchen schien. Mit Mrs. Innes, die blass, angespannt und hibbelig war und weniger wie die Ehefrau als wie eine besonders ängstliche Patientin ihres Mannes wirkte. Mit dem hochaufgeschossenen Künstler Jeremy Rader, der mit üppiger Haarpracht und großer Jovialität die allerletzte Blüte seiner Jugend feierte. Mit Molly Rader,

einer majestätischen Brünetten von etwa neununddreißig Jahren, die das Attraktivste war, was ich in den letzten Wochen zu Gesicht bekommen hatte. Mit Jackie Pratt, einem hageren, kleinen, langhaarigen Mann in einem schmal geschnittenen dunklen Anzug, der auf den ersten Blick aussah wie eine jugendliche Figur aus einem Dickens-Roman, in Wirklichkeit aber bestimmt um die fünfzig war, mindestens. Mit Jackies beiden jungen Begleiterinnen, die ihrem Aussehen und ihrer Unterhaltung nach zu urteilen wahrscheinlich Models waren. Mit Ralph Sandman und Larry Fallon, die schwarze Seidenjacketts und weiße Rüschenhemden trugen und offenbar ein Paar darstellten. Und schließlich mit Arthur Planter, einem Kunstsammler, der so bekannt war, dass ich schon mal von ihm gehört hatte.

Als wir die Runde glücklich hinter uns gebracht hatten, fragte mich Betty Jo: »Möchten Sie einen Drink?«

»Ach, nein danke.«

Sie musterte mich. »Geht's Ihnen nicht gut? Sie sehen ein bisschen käsig aus.«

Das kam von dem Toten, den ich gerade in der Olive Street gefunden hatte. Was ich ihr aber antwortete, war: »Ich glaube, ich habe schon eine ganze Weile nichts mehr gegessen.«

»Klar. Sie sehen auch hungrig aus.«

»Ich *bin* hungrig. Ich hatte einen schweren Tag.«

Sie führte mich in den Speisesaal. Dessen breite, vorhanglose Fensterfront ging aufs Meer hinaus. Die großen Kerzen auf dem langgestreckten Tisch warfen ein flackerndes Licht.

Hinter dem Tisch, in einer Haltung, als sei er hier der Chef, stand der große, dunkle Mann mit der Hakennase, den ich bei meinem ersten Besuch angetroffen hatte und den Betty Jo mit Rico anredete. Er schnitt ein paar Scheiben von einem gekochten Schinken ab und machte mir ein Sandwich, zu dem er mir ein Glas Wein anbot. Ich bat stattdessen um ein Bier, wenn es recht sei. Grummelnd marschierte er in den rückwärtigen Teil des Hauses.

»Ist das ein Bediensteter?«

Betty Jos Antwort fiel bewusst vage aus. »Mehr oder weniger.« Sie wechselte schnell das Thema. »Ein schwerer Tag? Wie kam's?«

»Ich bin Privatdetektiv. Ich hatte zu tun.«

»Polizist« war einer meiner ersten Gedanken, als ich Sie gesehen habe. Arbeiten Sie an einem Fall?«

»Mehr oder weniger.«

»Wie aufregend.« Sie drückte meinen Arm. »Hat es etwas mit dem Bild zu tun, das den Biemeyers gestohlen wurde?«

»Sie sind sehr gut informiert.«

»Ich tue mein Bestes. Ich habe nicht die Absicht, für den Rest meines Lebens Gesellschaftskolumnen zu schreiben. Von dem verschwundenen Bild habe ich heute Morgen in der Redaktion gehört. Wenn ich recht verstehe, handelt es sich um das stilisierte Porträt einer Frau.«

»So ist es mir beschrieben worden. Gesehen habe ich es bisher nicht. Was hatte man sonst noch in der Redaktion zu berichten?«

»Dass das Bild wahrscheinlich eine Fälschung ist. Stimmt das?«

»Die Biemeyers glauben es nicht. Wohl aber Mrs. Chantry.«

»Wenn Francine es für eine Fälschung hält, ist es das wahrscheinlich auch. Ich glaube, sie kennt alle Bilder, die ihr Mann je gemalt hat, in- und auswendig. Nicht dass er so furchtbar viele gemalt hätte – insgesamt weniger als hundert. Seine wichtigste Schaffensperiode dauerte nur sieben Jahre. Und dann verschwand er. Oder so.«

»Was soll das heißen: ›Oder so‹?«

»Einige Alteingesessene hier in der Stadt meinen, er sei ermordet worden. Aber das ist reine Spekulation, soweit ich sehe.«

»Von wem ermordet?«

Sie warf mir einen prüfenden Blick zu. »Francine Chantry. Sie werden sich doch nicht auf mich berufen, oder?«

»Sie hätten es mir nicht verraten, wenn Sie das befürchten würden. Warum Francine?«

»Er verschwand so plötzlich. Die Leute verdächtigen immer den Ehegatten, nicht wahr?«

»Manchmal aus gutem Grund«, sagte ich. »Ist Ihr Interesse an Chantrys Verschwinden beruflicher Natur?«

»Ich würde gern darüber schreiben, falls Sie das meinen.«

»Genau das meinte ich. Ich mache Ihnen ein Angebot.«

Sie sah mich misstrauisch an, als fürchtete sie eine Anzüglichkeit. »Ach ja?«

»Das meine ich nicht. Was ich meine, ist Folgendes: Ich gebe Ihnen einen heißen Tipp, was den Chantry-Fall angeht. Sie erzählen mir dafür, was Sie rausfinden.«